

Eine Reise nach Florenz

Autor(en): **Dürreberger, Erica Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **49 (1984)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860230>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

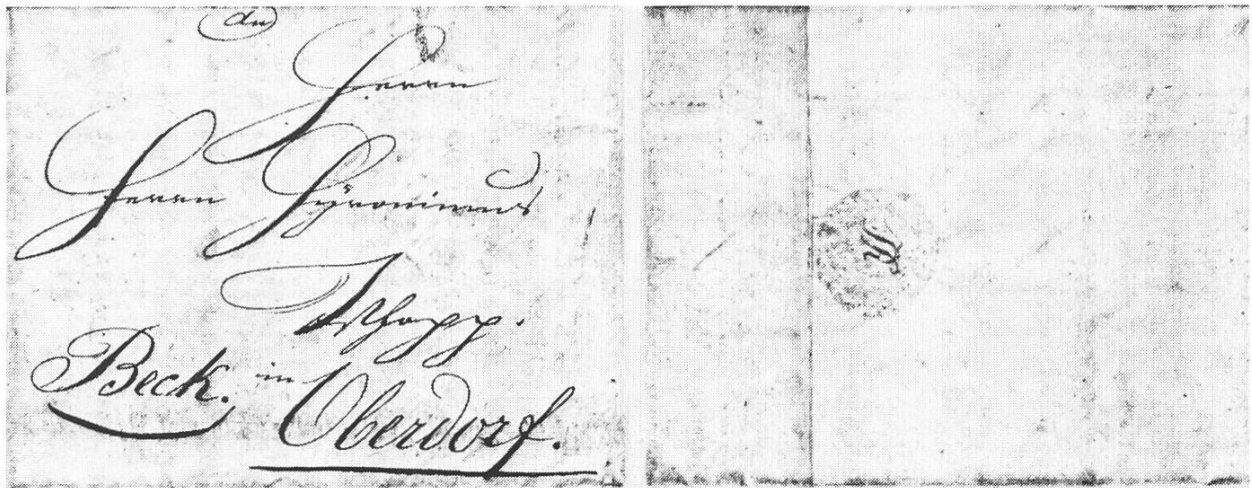


Bild 2. Faltbrief, vom «Bott» von Basel nach Oberdorf befördert. Links: Vorderseite mit Adresse. Rechts: Rückseite mit Oblate-Verschluss mit Initialen JRS.

Anmerkungen

- 1 J. P. Zwicky von Gauen, Schweiz. Geschlechterbuch, Bd.1955, Zürich 1955, 560-757.
- 2 Neues Nummern- und Adressbuch der Stadt Basel. Basel 1862, 87 f. (Malzgasse).

Eine Reise nach Florenz

Von *Erica Maria Dürrenberger*

Nach dem zweiten Weltkrieg fuhr ich mit meiner Tochter Salome nach Florenz. — Nach den Ermahnungen, zu Pass, Portemonnaie und Fahrkarten ja recht Sorge zu tragen, nach dem letzten Adieu vom Coupéfenster aus, reisten wir durch die Nacht und wollten im Mailänder Bahnhof frühstücken. Dort fühlte ich mich nach der durchrüttelten schlaflosen Fahrt nicht ganz wohl. So konnte es geschehen, dass ich einem Uniformierten, der sich dazu anerbote, uns den Zuschlag zum *Direttissimo* nach Firenze zu besorgen, unsere Fahrkarten, sowie das nötige Geld aushändigte. Erst als ich vor dem schwärzlichen Gebräu, genannt Espresso, sass, fiel es mir ebenso siedendheiss aufs Gemüt: Unsere Billets! Und was für eine Funktion hatte denn dieser Uniformierte? War er Hotelportier? Angestellter einer Reiseagentur? oder eben einfach ein Schelm? Meine Tochter und ich unterhielten uns hörbar in unserer Geheimsprache, dem Schweizerdeutschen, über den Vorfall. Einiges musste zum Nachbartisch hinübergeflattert sein. Aufgeregt und überrascht blickte ich in die Augen einer jungen Italienerin, wusste, sie hatte unser Gespräch verfolgt und verstanden. Sie sagte mir, sie sei einige Zeit in Basel angestellt gewesen und es würde sie freuen,

uns behilflich zu sein. Sofort ging sie auf die Suche nach dem Uniformierten und nach einer für mich sehr unangenehmen Viertelstunde brachte sie tatsächlich unsere Fahrkarten samt Zuschlagbillets und dem restlichen Geld. Nie habe ich herausgebracht, was eigentlich vorgefallen war, doch den Schrecken vergesse ich nie. Sie sagte mir dann, unser Baseldytsch habe sie angeheimelt; sie habe einen Schatz in Basel. Dem schickte ich in Gedanken ein herzliches Dankeschön.

Ein weiterer Zufall, dass unsere Helferin aus dem gleichen Dorf am Comersee stammte, wo ich vor dem Krieg in der wunderschönen Villa Passalaqua die Grosskinder der Schlossherrin betreut hatte. Jene Frau, eine adelsstolze baltische Baronin, hatte sich dem Faschistenklüngel angeschlossen und wohl auch politisch konspiriert. Als ich mich nun nach Donna Rubi erkundigte, nach dem herrlichen Renaissancepalazzo, dessen Terrassengärten bis hinunter zum See reichten, wo jeden Tag ein neues Blumenarrangement die weisse Marmortafel geschmückt hatte, wo die Diener auf leisen Sohlen und immer in Furcht vor der herrischen Regentin ihre Arbeit verrichtet hatten, erfuhr ich jetzt: «Ja natürlich hab ich sie gekannt, die grosse Donna Rubi. Aber nach dem Ende von Mussolini hat man ihr die Haare vom Kopf rasiert. Man hat ihr das Gesicht mit Russ geschwärzt und sie davongejagt.» Mich schauderte. Auch wenn ich am eigenen Leib erfahren hatte, was es heisst, im fremden Land von oben herab behandelt zu werden. Als Schweizerin hätte ich sie in der dritten Person anreden sollen: «Frau Baronin haben befohlen . . .» Nun hatte Frau Baronin niemandem mehr zu befehlen.

Schliesslich sassen wir dann im Zug nach Florenz, und ich hatte ein paar Stunden Zeit, darüber nachzudenken, dass wir einem ganz andern Schicksal entgegen fuhren, das ebenfalls durch den faschistischen Diktator geprägt worden war. Wir waren eingeladen von Einem, den die Mussolini-Schergen in ihren feuchten Löchern eingekerkert hatten, der jahrelang auf eine öde Insel verbannt wurde und der sich endlich mitten im Winter über die steilen Berge in die Schweiz retten konnte.

Hier bei uns im obern Baselbiet, auf der Bürten, hatte man ein Interniertenlager aufgemacht. Da waren sie nun eng beisammen, die wenigstens ihr Leben gerettet hatten. Sie waren ziemlich unglücklich da droben auf dem Berg. Zum Teil auch krank, und mein Mann behandelte viele von ihnen in der Sprechstunde. In der bessern Jahreszeit konnten die Kräftigeren an der Strasse arbeiten, dem neuen Weg, auf dem heute fröhliche Wanderer ihr muffiges Stadtgerüchlein auslüften. Aber als es Winter wurde, sank das Seelen-Barometer der Flüchtlinge ebenfalls auf den Nullpunkt. Immer mehr Kranke und Deprimierte zeigten sich in der Sprechstunde. Und immer mehr stellten sich nachher im obern Stock bei der Frau Doktor vor, so dass ich fast täglich ein bisschen hilfreich sein durfte mit einer Tasse Pfefferminztee (Kaffee war damals rar) in der Stubenwärme. Die Kinder waren nach Schulschluss aufmerksam mit dabei und gewannen manchem verbitterten Gesicht ein Lächeln ab. Die polnischen Flüchtlinge — es waren hochgebildete unter ihnen — baten gewöhnlich um Musik, wenn sie den Flügel erblickten. Wenn ich ihnen Mazurkas oder einen kleinen Walzer von Chopin spielte, fühlten sie sich zuhause. Das Schicksal jenes grossen Emigranten war

auch ihr eigenes. Und seine Sprache verstanden wir alle gleich gut. Die Polen sprachen fast alle französisch und konnten deutsch reden. Begreiflicherweise mieden sie die Sprache derer, die sie vertrieben hatten. — Sicher werden die wenigsten den steilen Fussweg vergessen haben, der vom Dorf Reigoldswil weg durch Matten und Wälder und über die weite Weide zu den Baracken führte.

Eines Abends, es war schon ziemlich spät, läutete das Telefon. Am Apparat hörte ich eine müde, erschreckte Stimme: «Vous voulez m'excuser, Madame . . . ici est Giorgio D. Erinnern Sie sich noch ? . . . Vor ein paar Tagen war ich in der Sprechstunde Ihres Gatten und hatte die Ehre, Ihnen nachher vorgestellt zu werden. Und jetzt — verzeihen Sie einem armen Teufel, der Sie zu solch später Stunde um etwas bitten muss, so schwer es mir fällt. Ihr Gatte schickte mich nach Basel ins Spital zur Abklärung meines Leidens. Als ich ins Dorf zurückkehren konnte, war es bereits Nacht und ich konnte nicht mehr auf den Berg. Nun, dachte ich mir, du steigst im Gasthof ab und gehst morgen früh zum Lager hinauf.

Doch vergeblich hab ich nach einem Zimmer gefragt; der Wirt verweigerte einem Flüchtling die Unterkunft. So stehe ich da und bitte Sie, mich in Ihrem Hause irgendwo unterkriechen zu lassen für diese Nacht. Ich kenne sonst niemanden, und es schneit wie verrückt.» — In einer Viertelstunde hatte unser unerwarteter Gast sein Quartier im Doktorhaus bezogen, sass bei uns am grossen Tisch, an dem mein Sohn seine Französisch-Aufgaben zuende brachte. Bereits hatte er die Chance, einen Précepteur gefunden zu haben, der später seinem Français fédéral zu ungewohntem Schliff verhalf. — Am Ende jenes Abends, den wir in ein Chopin Prélude hatten ausklingen lassen, beugte sich Giorgio über meine Hand. Wieviel Grazie lag in dieser Geste.

Jene Tage, Wochen, Monate, da Giorgio nach einer schweren Operation in unserem Haus als Genesender gewohnt hatte, sie rollten als Film mit den rollenden Rädern hinter den herabgelassenen Jalousien vor meinem innern Auge ab:

Der grüne Hut ! wie oft war er uns Anlass zu fröhlichem Erwähnen geworden. — Wie manche Flüchtlinge, hatten auch Giorgio sich vorgestellt, im Ferienland Schweiz wie ein Hotelgast aufgenommen zu werden. Und weil man in feinen Hotels sich zum Dîner umzukleiden pflegt, hatte er auch seinen Smoking in den Koffer gepackt. Dieser gewichtige Koffer wurde in der Nähe von Como einem Schmuggler anvertraut, der ihn auf verschneiten Pfaden über die Schweizergrenze hätte schleppen sollen. Selbstverständlich gegen generöse Vorauszahlung. Natürlich kam dieser Koffer nie in der Schweiz an, und unser Gast besass ausser dem grünen Hut nur das, was er während seiner Flucht auf dem Leibe getragen hatte. — Wenn es bei uns «Gschwelti» gab, machte ich die dezente Bemerkung, bei diesem Galadîner wäre eigentlich ein Smoking am Platz. Oder er schwang den grünen Hut, der damals ultima moda gewesen, durch die Luft und lachte: «Sono veramente al verde», was in unserer Umgangssprache so viel heisst wie: «Nun bin ich wirklich ganz auf dem Hund.» Von den paar Franken, die ihm als Flüchtling zustanden, kramte er in jenem Laden, in dem meine Kin-

der nie einkaufen wollten, weil die knigge- rige Besitzerin ihnen jedesmal etwas aufschwätzen wollte, die herrlichsten kitschigen Halstücher, die er um seiner schönen Augen willen ergattert hatte. Geschenke für die Dienstmädchen. Einmal hatte ich als Revanche etwas für ihn aufgetrieben, nämlich einen steifleinen Bauernkittel, der weiss wie lang auf einen Käufer gewartet hatte. Niemand trug sie mehr, diese blauen Waggisblusen. Diesem Prachtskittel bewahrte er eine fast zärtliche Zuneigung. — Lustig war auch, dass meine Kinder fanden, Giorgio müsse unbedingt ein bisschen baselbieterisch lernen. Sie liessen nicht lugg, bis er «Grüessi» und «Chuchichänschterli» einwandfrei aussprechen konnte. Leider war das Chuchichänschterli in jenen Zeiten meist ziemlich leer, der Küchensettel auf Sparen eingestellt. Im Baselbiet war man sehr gesetzesfromm, und nie wäre es vorgekommen, dass ein «schwarzes» Brot, geschweige denn eine schwarze Wurst durchs Kamin heruntergefallen wäre. Allein Giorgios südländisches Lächeln war imstande, den kargen Krämern ein Extramümpfeli für unsern Familientisch abzuhandeln. Eine besondere Vorliebe hatte er für unsere «Zibelewäije». Er gehörte nicht zu denen, die da sagen: was der Bauer nicht kennt . . .

Bologna—Florenz. — Da standen wir nun auf dem Bahnhof. Und da stand auch schon Giorgio, etwas stattlicher als ehemals, und lächelte uns entgegen. Doch war dies wirklich Giorgio? — nein, nicht er hatte uns in Empfang genommen, sondern sein jüngerer Bruder, der mit ihm im gleichen Haus wohnte.

«Und wo ist Giorgio? wie geht es ihm?» Ein plötzliches Unbehagen hatte mich ergriffen.

«Leider konnte er nicht kommen».

«Steckt er so in Geschäften, jetzt, da wir endlich gekommen sind?» Und nach einer Pause des Schweigens sah ich das Gesicht seines Bruders sehr ernst werden.

«Er ist krank und sehr schwach — und er wartet sehr auf Euch.»

Was für einem innern Drängen war ich gefolgt, dass ich sofort nach der Art seiner Einladung unsern Besuch für die nächsten Tage telegraphisch nach Firenze gemeldet hatte und zum erstenmal nach Kriegsende mit meiner Tochter Salome nach Italien fuhr.

«Nicht traurig sein, Signora. Schauen Sie die prächtigen Gladiolen.»

Wir schritten an üppigen Blumenständen vorbei. Es ging gegen Mittag. Mein erster Impuls, einen Strauss Gladiolen zu kaufen, aber ich scheute davor, dem Freund wie ein Krankenbesucher zu erscheinen.

«Und ist er bei sich zuhause oder im Spital?»

«Nein, seitdem er weiss, wie es um ihn steht, ist er bei uns. Er wohnt jetzt mit meiner Frau und mir in der untern Wohnung und hat Ihnen seine Dachwohnung samt der Köchin überlassen.»

Jene Wohnung hätte die Erfüllungen von kühnsten Ferienträumen verwirklicht, wäre nicht der Schatten darauf gelegen, der selbst die glühende August-

sonne verfinsterte. Die vordern Räume schauten auf die belebte Via Nazionale, die hintern auf ein Geviert von florentinischen Gärten, von denen jeder seine besondere Schönheit und Eigenartigkeit ins Licht hob. Und da gab es noch ein Dachgärtchen, wo die Köchin zwischen Oleanderkübeln Wicken und Kapuzinerkresse und Pelargonien gezogen, und wo die Hügel der Toscana im seidenblauen Abendhimmel sich verklärten. Am Abend sass auch der kranke Freund mit uns da droben, schaute über die roten Dächer seiner Stadt zur goldenen Kuppel des Doms über die Zypressen am Horizont hinweg, schweigend, ergeben. Hie und da konnte er doch wohl unter dem Einfluss von Mitteln lustig gesprächig werden, wie damals in Reigoldswil. So erzählte er lachend, seine Schwägerin hätte ihm den verstauchten Knöchel eingebunden, langsam und sorgfältig. Als sie fertig war, zeigte er ihr den andern Fuss und amüsierte sich köstlich, weil sie den gesunden eingebunden hatte. Für Augenblicke vergass der Tod sein Opfer. Im Abendhauch verkühlte die Glut des Sommertags, und die Wicken dufteten ihr zartes Aroma. Ein sanftes Abschiednehmen von aller Herrlichkeit dieser Welt, für das man keine Worte fand. — Wehmut überkommt mich heute noch, wenn ich daran denke, wie festlich alles zu unserm Besuch gerichtet worden war. Allein die täglichen Blumen auf unserm Frühstückstisch, von der Köchin ins Majolikagefäss geordnet ! Dann war es mir tröstlich zu wissen, dass der Kranke zu dieser Stunde ohne Schmerzen schlief. Draussen brauste schon der Strassenlärm, der in Italien seine besondere Melodie hat.

Der Vormittag gehörte meiner Tochter und den Sehenswürdigkeiten der Stadt. Dem Gesetz der Südländer trotzend, entfloch ich schon am frühen Nachmittag meiner schläfrigen Tochter und meinem Kummer und flanierte durch die Strassen, trat in einen kleinen Verkaufsladen um Briefmarken zu erstehen, oder liess mich einfach treiben durch die schmalen Strassen, wo das Sonnenlicht nicht hineinbrennen konnte und über die Plätze, die vor Hitze flimmerten. Ich stand wohl still vor Ghibertis Paradiesespforte, sah den Tauben zu beim Davidsbrunnen, oder schlürfte eisgekühltes Zitronenwasser auf der Piazza della Signoria. Fast immer landete ich an einem der ruhevollsten Punkte der Stadt, im Kloster San Marco, wo ich weitab aller Geschäftigkeit Kraft fand, dem, was so plötzlich an mich herangekommen war, ein heiteres Gesicht entgegenzuhalten. Dort, wo Fra Angelico seine himmlischen Engelsgestalten gemalt hatte, wo alles Gold seiner Bilder einen Wert hat, der nichts mit schnödem Geldwert zu tun hat, dort schien mir der Rasen so grün wie nirgends auf der Welt und die Stille so heilig, dass kein Maschinen- und Menschenlärm das Ohr zu erreichen vermochte und allein das Staunen blieb, dass dieser Ort verschont geblieben war im Höllenfanal der Kriege.

Einmal kam Giorgio mit uns nach San Marco. Sein Bruder hatte ihn im Wagen hingeführt. Es war seine letzte Ausfahrt, und seine gebrochene Kraft gestattete ihm bloss bis ins Refektorium zu gehen, wo die goldenen Engel ihre stummen Gesänge zu Gottes Ehre jubeln.

Ich bin seither nie wieder in Florenz ausgestiegen. Denn mir scheint, aller Glanz der schönen Stadt sei erloschen, seitdem Giorgio, der Flüchtling aus Florenz, dort in seiner Heimat gestorben ist.